Zeitschrift: Profil : sozialdemokratische Zeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 49 (1970)
Heft: 12

Artikel: Erziehung zum Frieden
Autor: Wintsch, Hans Ulrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-338285

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 20.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Heft 12
Dezember 1970

Profil

Dr. Hans Ulrich Wintsch

Erziehung zum Frieden

Nach einem Wort Heraklits ist der Krieg der Vater aller Dinge. Das Prinzip der Entzweiung und des Streites hat nicht nur alles Seiende und mit ihm den Menschen hervorgebracht, sondern es steht auch – im griechischen Verständnis – am Ursprung des Göttergeschlechts. Selbstverständlich steht hinter dieser Allegorie vom Vater-Krieg eine höchst menschliche Weltanschauung, eine Art kosmogonischer Theorie, die ihren nächstliegenden Grund in der Personalstruktur des Philosophen *Heraklit* und allenfalls auch im griechischen Volkscharakter hat.

Neben dieser Auffassung über die Entstehung der Welt finden wir in der Geschichte des menschlichen Geistes zahllose andere. Zum Beispiel die des Evangelisten Johannes, wonach am Anfang der göttliche Logos war. Was auch immer im Bedeutungsfeld dieses Wortes Gottes eingeschlossen sein mag, sicher dürfen wir aus dem biblischen Kontext heraus sagen, dass darin dem Prinzip des Friedens ein grösseres Gewicht zukommt als dem Prinzip Krieg. Dass Christus selbst, gleichsam die Inkarnation dieses Wortes Gottes (Joh. 1, 1 und 18) sich nicht oder nicht nur als Friedensbringer, sondern auch geradezu als Hausfriedensbrecher (Matth. 10, 34f.) verstanden haben soll, weist uns nur darauf hin, wie nah und offenbar unabdingbar zusammengehörig Krieg und Frieden beieinander stehen.

Diese Feststellung scheint mir im Hinblick auf unser Thema von grosser Bedeutung: So wie der Krieg seine logische und seinsmässige Zuordnung auf den Frieden hin hat, so steht auch der Friede immer schon im Horizont des Konflikts. Wir dürfen zwar sagen, der Friede sei ein uralter Traum der Menschheit, aber wir müssen wahrheitsgemäss sogleich hinzufügen, dass die Träume des Menschen wohl zu allen Zeiten *auch* höchst martialisch waren und noch sind. Wenn uns solch aggressive Tag- und Nachtträume auch meistens Angst und Schuldgefühle bereiten, so ist das bekanntlich durchaus kein Beweis dafür, dass wir doch «im Grunde» friedliche Wesen sind. Der Mensch sieht vielleicht friedlich aus, wenn er schläft; hinter seinem Engelsgesicht aber können sich mörderische Phantasien verbergen. Im Traum sind

wir nicht nur Liebende, sondern auch Verbrecher. Der Grund, weshalb wir dieses Ansinnen entrüstet von uns weisen möchten, liegt ganz einfach darin, dass wir auch im träumenden Zustand über ein ganz raffiniertes Zensursystem verfügen. Was nicht sein *darf*, das *kann* uns nicht einmal im Traume einfallen!

Mit diesen Überlegungen befinden wir uns bereits mitten in unserem Thema, aber auch mitten in der Kontroverse um Krieg und Frieden. Denn genau über dieser Frage, ob der Mensch im Grunde ein friedliches oder aggressives Wesen und *wie* friedfertig oder zerstörerisch er «von Natur» aus sei, beginnen sich nun die Wissenschaftler und ihr Gefolge zu zerstreiten. Es geht um das alte Problem, wie es etwa von *J. J. Rousseau* erörtert worden ist, ob dieses Wesen Mensch, das zwischen Liebe und Hass, zwischen Tugend und Korruption, zwischen Frieden und Krieg so unheilvoll hin- und hergerissen ist, seine kriegerisch-friedliche Eigenart «aus der Hand des Schöpfers» empfangen habe oder ob er vielleicht von einer bereits denaturierten «Gesellschaft» in dieser Weise geprägt worden sei.

Die grundsätzlich verschiedenen Antworten auf diese Frage finden ihren Niederschlag auch im Verständnis von Krieg und Frieden, wie wir es in den Dokumenten der Geistesgeschichte finden. Die beiden hauptsächlichen einander entgegenstehenden Auffassungen könnten wir etwa, im heute geläufigen Jargon, als konservativ-reaktionär, beziehungsweise als progressiv-revolutionär bezeichnen und sie, grob vereinfacht, wie folgt darstellen:

Die «konservative», möglicherweise auch pessimistische Weltanschauung geht von einer mehr oder weniger unveränderlichen «ewigen Natur des Menschen» aus, die gekennzeichnet ist durch den Dualismus von «Gut» und «Böse». Der Mensch ist ein destruktives Ungeheuer und cherubinenhaftes Wesen zugleich; das «Höchste» und «Niedrigste» liegt in ihm beschlossen. So charakterisiert etwa *Josef von Eichendorff* in einem Gedicht das Eigentliche des Menschseins mit den Wesenszügen «herzliches Lieben» und «mutiges Hassen». Analog diesem Menschenverständnis werden auch Krieg und Frieden als Urmächte begriffen und gleichsam als schicksalhaft zum Dasein gehörig und sich gegenseitig bedingend erklärt. Kampf und Krieg sind Naturereignisse wie die Sintflut oder die Epidemien; ja sie wurden nicht einmal immer als Katastrophen, sondern – wie im Beispiel *Novalis* – sogar als göttlich-poetische Kraft des Kosmos besungen. Solange es Menschen gibt, die sich lieben und sich nach Frieden sehnen, solange wird es Menschen geben, die sich hassen und miteinander in tödlichem Streit liegen.

Diese epidemiologische oder kataklysmische (kataklysmos = Überschwemmung, Sintflut) Auffassung des Krieges findet sich auch in der christlichen Religion: «Ihr werdet hören Kriege und Geschrei von Kriegen; sehet zu und erschrecket nicht. Das muss zum ersten alles geschehen...», heisst es etwa bei Matthäus (24, 6). Dieses Verständnis von Krieg impliziert folgerichtig eine *eschatologische* Vorstellung vom Frieden: Der Friede ist ein Zustand, der sich «am Ende der Zeit», das heisst im Grunde ausserhalb aller Zeit erst erfüllen

wird. So sagt etwa *Karl Rahner:* «Insofern Friede als eschatologisches Ziel angesehen werden kann (und nach der Schrift auch als solches angesehen werden muss, Röm. 14, 17), bleibt er innerweltlich notwendig gefährdet und immer nur stückweise verwirklicht». «Am Ende der Welt wird Gott ein ewiges Friedensreich» gründen, wie sich ein Kommentator zum 46. Psalm ausdrückt (Stuttgarter Jubiläumsbibel).

Wir müssen feststellen, dass diese – im ursprünglichen Sinne des Wortes – katastrophale Auffassung von Krieg und implizite von Frieden tief verankert im Bewusstsein der Menschheit liegt, und dass aus diesem Grundmuster auch die ganze Licht- und Schattenphilosophie des Volksmundes gewirkt ist. So haben denn zum Beispiel in den fünfziger Jahren durchgeführte Meinungsbefragungen in vielen europäischen und einigen amerikanischen Staaten gezeigt, dass überall zwischen einem Drittel und drei Viertel (sic!) der befragten Bevölkerung der Meinung waren, es sei unmöglich, in Frieden zu leben (FF 183).

«Der ewige Friede ist ein Traum, und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung», schrieb *Moltke* in einem Brief an unsern Landsmann *Bluntschli.* Nun, das war ein Berufsmilitär. Aber auch ein ziviler Philosoph, wie etwa *Eduard von Hartmann*, dachte nicht viel anders, wenn er sagte: «Mit der Bürgschaft des ewigen Friedens würde die Entartung der Menschheit besiegelt werden» (nach *Roth*, FP 87).

Etwas von dieser kataklysmischen Weltschau dringt wohl auch im Wort *Schillers* aus «Wilhelm Tell» durch, wonach «der Frömmste nicht im Frieden bleiben kann, wenn es dem bösen Nachbarn nicht gefällt», in einer «Weisheit» also, die gerade wir Eidgenossen so gerne als Rechtfertigung einer prononciert wehrhaften Gesinnung beanspruchen. Es drückt sich darin das uralte und schier unausrottbare Freund-Feind-Schema aus, die Vorstellung, dass der Friede im eigenen Lande oder in der eigenen Gruppe mit der Feindschaft gegen die «bösen andern» assoziiert sein müsse. «Ich halte (zwar) Frieden», sagt der Psalmist, «aber wenn ich rede, so fangen sie Krieg an»! (Ps. 120, 7) – Wie wenn dieses «Reden» und das zugrundeliegende Sinnen nicht auch schon höchst feindlich gestimmt und mithin Krieg induzierend sein könnte!

Der katastrophale Begriff des Krieges scheint aufs engste verbunden zu sein mit der Praxis, den Teufel im eigenen Leib auf die andere Seite des Gartenhages oder bestenfalls an die Wand zu projizieren.

Fatalistische oder gar verherrlichende Auffassungen vom Krieg verbunden mit gnadenhaften Friedensvorstellungen und irrationaler Friedenssehnsucht finden sich zwar heute kaum mehr in öffentlichen Verlautbarungen von Leuten, die auf wissenschaftliches oder politisches Prestige bedacht sind. Angesichts der Möglichkeit eines totalen Vernichtungskrieges müssten sich solche Theorien in letzter Konsequenz ja auch ad absurdum führen. Untergründig aber treibt diese epidemologische Krieg-Fried-Philosophie noch allenthalben ihr Unwesen und beherrscht auch weitgehend das Terrain. Sie findet ihren

sichtbaren Ausdruck in einer desolaten Weltpolitik, in der zwar bei jedem Anlass vom Frieden geredet, aber nach wie vor mit brachialer und mentaler Brutalität gehandelt wird. Die Staaten der Welt richten ganz offensichtlich ihre Politik, ihre Wirtschaft und vor allem ihr Haushaltsbudget nach der Devise aus, der nächste Krieg kommt bestimmt. Unsere Politik ist prinzipiell Katastrophenpolitik und Kriegsstrategie geblieben.

Dieser fatalen Realitätsideologie gegenüber steht ein in aufklärerisch-humanistischer Tradition sich bewegendes Denken entgegen, von dessen Geist Menschen wie *Erasmus*, *Kant*, *Maria Montessori*, *Albert Schweizer* und etwa *Carl F. von Weizsäcker* – um nur eine kleine Auswahl zu nennen – getragen sind. Ich habe den Namen *Christus* absichtlich ausgelassen, obwohl bekanntlich von der explizit christlichen Friedensbewegung entscheidende Impulse zu einer Befriedung der Menschheit ausgegangen sind. Die Geschichte der christlichen Religion und ihrer Exegese in Theorie und Praxis zeigt uns indessen, dass die innerweltliche Haltung in dieser Frage, wenn man sie nicht sogar zugunsten des Krieges ansetzen will, mindestens stets als kontrovers erscheint.

Das aufgeklärt-humanistische Verständnis des Krieg-Frieden-Problems, das zu allen Zeiten und auch heute von einer kleinen Minderheit repräsentiert wird, geht prinzipiell von der Voraussetzung aus, dass der Mensch dazu bestimmt und auch befähigt sei, sein Geschick selbst zu verwalten. Ob dabei der Akzent mehr auf der Seite der Willensfreiheit – wie etwa bei *Kant* oder *Albert Schweizer* – oder mehr auf der Seite der kranken und zu verändernden Gesellschaft – als Beispiel hiefür seien *Rousseau* und *Herbert Marcuse* genannt – gesetzt wird, dürfte meines Erachtens nicht so entscheidend sein, wie es aufgrund der gegenwärtigen wissenschaftlichen und politischen Auseinandersetzungen den Anschein hat. Denn sowohl der Humanist christlicher oder idealistischer Tradition als auch der sich als Humanist begreifende revolutionäre Sozialkritiker, der ja durch menschlich-schöpferische Initiative die Gesellschaft verändern will, können und müssen den Satz *Albert Schweizers* unterschreiben: «Man darf von seiner Kraft nicht gering denken» (FP 10).

Auf den ersten Blick sieht es zwar so aus, als ob es qualitativ entscheidend unterschiedliche Konsequenzen haben müsste, wenn der eine zur Revolution des Denkens aufruft (wie zum Beispiel *Platon* oder *Kant*) und der andere die Revolution der gesellschaftlichen Verhältnisse propagiert (wie etwa *Marx* oder *Marcuse*). Tatsächlich ist es doch aber so, dass weder der zum Gesinnungswandel aufrufende «friedliche» Philosoph dafür garantieren kann, dass dieser «Umwendung der Seele» (*Platon*) nicht auch ein Umsturz der Gesellschaft folgen wird, noch wird der zur Action directe appellierende streitbare Denker das «Risiko» vermeiden können, dass die Gesellschaft ohne Zerstörung auf evolutionärem Wege eine Entwicklung zum besseren nimmt, nicht zuletzt aus einer Art Trotz heraus, um dadurch die aggressiv-überhebliche These ihrer totalen Verderbtheit Lügen zu strafen!

Oft allerdings, das muss an dieser Stelle auch gesagt werden, geraten die

Extreme der sich gegenüberstehenden konservativ-fatalistischen Kreise einerseits und progressiv-sozialrevolutionären Kreise andererseits in gefährliche Nähe zueinander. Was den einen ihr Fatum ist den andern ihr Deus manipulator. Schon bei der Lektüre von *Marcuse*, besonders aber bei der mancher seiner Jünger könnte einen mitunter das kalte Grausen erfassen, wenn man gewahr wird, wie in diesem Denken offenbar ein urmächtiger, überall gegenwärtiger Manipulations-Gott herumgeistert, der besonders in der «repressiven spätkapitalistischen Gesellschaft» mit unsichtbaren Fäden uns elende Würstchen nach seinem unergründlich-teuflischen Plan zappeln lässt. Dabei könnte einem dann die Frage ankommen, auf welcher Seite der Front wohl das «autoritäre Syndrom» grössere Verbreitung habe!

Diese Bemerkung lässt deutlich werden, wie problematisch im Grunde die von uns versuchte Trennung der prinzipiellen Haltungen in der Krieg-Friedensfrage ist, und dass solche Alternativ-Typisierungen der Wirklichkeit kaum gerecht zu werden vermögen.

Im Juli 1932 schrieb *Albert Einstein*, damals Mitarbeiter des dem Völkerbund unterstehenden Internationalen Instituts für geistige Zusammenarbeit in Paris, an *Sigmund Freud* und bat diesen, das Problem des Weltfriedens im Lichte der psychoanalytischen Erkenntnisse darzustellen. Am Schluss seiner Antwort an *Einstein* führt *Freud* aus: «Von den psychologischen Charakteren der Kultur scheinen zwei die wichtigsten: die Erstarkung des Intellekts, der das Triebleben zu beherrschen beginnt, und die Verinnerlichung der Aggressionsneigung mit all ihren vorteilhaften und gefährlichen Folgen. Den psychischen Einstellungen, die uns der Kulturprozess aufnötigt, widerspricht nun der Krieg in der grellsten Weise, darum müssen wir uns gegen ihn empören, wir vertragen ihn einfach nicht mehr; es ist nicht bloss eine intellektuelle und affektive Ablehnung, es ist, bei uns Pazifisten, eine konstitutionelle Intolerenz, eine Idiosynkrasie gleichsam in äusserster Vergrösserung. Und zwar scheint es, dass die ästhetischen Erniedrigungen des Krieges nicht viel weniger Anteil an unserer Auflehnung haben als seine Grausamkeiten» (FF 123). Durch diese, wie mir scheint, höchst aufschlussreiche Aussage über das Wesen des Pazifisten aufmerksam gemacht, bin ich der Frage nach einer möglichen Charakterologie des pazifistischen Menschen noch etwas weiter nachgegangen. Dabei stiess ich zunächst zufällig auf einen am 16. 4. 1970 in der NZZ erschienenen ausgezeichneten Aufsatz von *Harry Pross* mit dem Titel «Söhne der Kassandra». Diese Söhne der Kassandra sind nach *Pross* die «Intellektuellen» aller Zeiten, die als «Protestierer, als zersetzende Subjekte angefeindet, verfolgt, benutzt und umgebracht» werden. Diese Intellektuellen, die «den Untergang aller Realitäten voraussagten, (und) ganze Weltbilder zerstörten» sind die ewigen Unruhigen, die Bücherschreiber und Grübler. Es sind auch die Pazifisten. Weshalb «auch» Pazifisten? *Pross* schreibt darüber: «Das Treiben der Intellektuellen ist nicht bloss private Getriebenheit. Um forschen zu können, um formulieren, um denken und schreiben zu können, *muss* man Frieden haben. Den Schriftsteller stört schon, was sein Nachbar

noch gar nicht hört. Das gilt nicht nur für die Ruhe im ‹Studierzimmer›, es gilt für Veränderungen der Umwelt und der Welt überhaupt. Das Schreiben ist eine ausnehmend friedliche Beschäftigung, notiert Heinrich Mann. Man muss Verwahrung einlegen gegen Störungen, gegen Unfrieden, gegen Ungerechtigkeit, da eins ins andere geht... Die geistigen Arbeiter sind, um *ihr* Leben leben zu können, darauf angewiesen, dass die Ideale des Zusammenlebens nicht ganz der Verachtung anheimfallen. Sie sind die ‹pressure-group› der Idee. Sie versuchen, sich eine Schneise durch die Störfelder zu schlagen, und werden aus der Verteidigung ihrer kleinen Räume zu Angreifern, zu Protestanten. Da ihre Empfindlichkeit grösser ist als die anderer, erscheinen ihnen auch die Übel grösser, die das Gegenwärtige durchherrschen». Soweit *Harry Pross.*

Dieses hier mit entwaffnender Ehrlichkeit entworfene Selbstverständnis des Pazifisten scheint mir ein ganz wesentlicher Faktor bei der gründlichen Analyse der Friedensthematik zu sein. Wenn wir nämlich einmal von der allerdings stets gegenwärtigen Gefahr eines totalen Vernichtungskrieges unter den Menschen absehen und «nur» die zahlreichen auch heute noch mehr oder weniger «konventionell» geführten Kriege in aller Welt in Betracht ziehen, so bestehen leider hinreichende Gründe zu der Annahme, dass solche Kriege mindestens für die nicht zunächst Betroffenen mehrheitlich toleriert und im Rahmen des Erträglichen befunden werden. Auch die Jugend (oder vielleicht gerade sie?) ist davon nicht ausgenommen, wie neuere Untersuchungen unter englischen und japanischen Schulkindern über deren Vorstellungen vom Kriege gezeigt haben (FF 157 ff.). Überraschend und für mich persönlich auch erschreckend imponiert vor allem die Tatsache, dass sogar hinsichtlich eines atomaren Weltkrieges die persönliche Überlebenschance unverhältnismässig hoch veranschlagt wird. Diese Indolenz, die man mit dem Motto: «Mich trifft's ja doch nicht» überschreiben könnte, hängt vermutlich mit einer generellen Unempfindlichkeit des jugendlichen wie überhaupt des sinnlich-aktiven Menschen gegenüber Lärm, Geschrei, Betriebsamkeit und tumultuarischen Menschenmassierungen zusammen, möglicherweise sogar mit einer ausgesprochenen Affinität zu solchen sensationell-aufregenden Erscheinungen. Fassen wir nämlich den Begriff des Krieges etwas grundsätzlicher und weiter, indem wir zum Beispiel auch den oft tödlichen Kampf im motorisierten Strassenverkehr darunter rechnen, so muss uns klar werden, dass Verhaltensweisen wie ‹Pazifismus› oder Aggressivität *auch* von anthropologisch-biologischen Faktoren abhängig sind, die dem Sozialisierungs- und Erziehungsprozess möglicherweise ganz oder mindestens zum Teil entzogen sind. Ich denke dabei an Faktoren wie Alter, Vitalitätsgrad und -struktur, Art und Höhe der Intelligenz, Introversion - Extraversion und anderes mehr. Was hier im Strassenverkehr und -gewühl etwa für einen motorisch-intelligenten, sinnlich-vitalen jungen Menschen reinstes Vergnügen und abenteuerlicher Kitzel ist, kann für den nach innen gekehrten Philologen zur mörderischen Qual werden. Dasselbe dürfte – so frivol das klingen mag – prinzipiell auch

für alle andern gefährlichen «Spiele» einschliesslich der kriegerisch-ernsten gelten. Was für den einen aufregend und vitalisierend, ist für den andern verwerflich und verabscheuenswürdig. Der Pazifist, sagt *Freud*, ist konstitutionell intolerant gegenüber brachialischer Gewalt und – nicht zuletzt aus ästhetischen Gründen – «allergisch» gegenüber dem Kämpfen und Töten. Seine Worte sind Friede, «sinnliche Welt der Ruhe, des Glücks, des Schönen, Natur als Bereich des Eros, als Raum des gewünschten Alleinseins», um einige Wendungen aus dem Vokabular von *Marcuse* anzuführen (FF 145).

Die hier versuchte Charakterisierung des Pazifisten kann selbstverständlich nur skizzenhaft und hypothetisch sein; sie wäre aber zu sehr vergröbernd, würde man dabei nicht auch den Pazifisten selbst nach den Kriterien der Friedfertigkeit beziehungsweise der Aggressivität kritisch analysieren. Bei der intensiven Beschäftigung mit der gegenwärtigen friedenswissenschaftlichen Literatur fällt nämlich auf, dass gerade unter diesem Aspekt entscheidende Gegensätze unter den Friedensforschern selbst erscheinen. Da gibt es nicht wenige, denen man die Eigenschaften «aggressiv» bis «aggressiv-destruktiv» zuschreiben müsste. Diese Leute würden selbstverständlich entgegnen, ihre Aggressivität sei lediglich eine Funktion der im Hinblick auf einen Weltfrieden notwendigerweise zu destruierenden, objektiven, morbiden Gesellschaftsverhältnisse. Dieser Einwand dürfte den Psychologen und Anthropologen aber nicht daran hindern, möglicherweise signifikante Zusammenhänge zwischen dem Stil einer Friedensforschung und der personalen Struktur des Forschenden zu suchen. «Sage mir, auf welchem Wege du was für einen Frieden suchst, und ich sage dir, wer du bist»!

Mit der Frage nach den Merkmalen eines Friedens, der als Wert und Zielvorstellung in eine Friedenspädagogik aufgenommen werden soll, berühren wir den Kern, aber auch das Kern*problem* einer Erziehung zum Frieden. Zur Definition des Friedensbegriffs schreibt Johan Galtung, der Direktor des Internationalen Friedensforschungsinstitutes in Oslo: «Die verhältnismässig präzise Formulierung: ‹Friede ist ein Zustand innerhalb eines Systems grösserer Gruppen von Menschen, besonders von Nationen, bei dem keine organisierte, kollektive Anwendung oder Drohung von Gewalt stattfindet› führt zu Auseinandersetzungen, wenn einmal gefragt wird, wie es in einer Feudalgesellschaft oder Diktatur sei, in der die herrschende Klasse die untergeordneten Gesellschaftsschichten mit *anderen Arten von Gewalt* (von mir herv.) kontrolliert. Herrscht dann Frieden?» (FF 531) Wir bemerken sogleich, dass es hier, wie bei jeder Diskussion um Lebenswerte, um die Hierarchie der anzustrebenden und zu verwirklichenden Güter geht.

Frieden ist ein Gut an sich; ihm gebührt unbedingte Priorität in der Rangfolge der Werte – sagen die einen. Nein, Frieden ist «der Güter höchstes nicht», entgegnen die andern; soziale Gerechtigkeit und individuelle Freiheit rangieren über dem Frieden. «Frieden», sagt *Galtung*, «ist nicht der einzige Wert auf dieser Welt. Daneben gibt es Gerechtigkeit, Freiheit, Pluralismus, Fortschritt. Eine Theorie des Friedens müsste erwägen, unter welchen Be-

dingungen der Wert Frieden mit andern Werten in Konflikt gerät» (FF 533).

Wir sehen, dass sich den Human- und Sozialwissenschaften im Bereich der Friedensforschung ein heute noch unabsehbar weites Feld eröffnet. Und es scheint auch, dass trotz der strittigen Prioritätenfragen allmählich ein Konsens über eine Art Minimalprogramm sich herausbildet, die ein gemeinsames wissenschaftliches Arbeiten möglich macht. Im übrigen, sagt *Galtung* wohl zutreffend, darf man vermuten, dass «durch vertiefte Erforschung der Mittel und Wege auch die Ziele (der Friedensforschung) klarer vor Augen treten werden» (FF 533).

Was die Pädagogik als erzieherische und bildnerische *Praxis* anbelangt, so dürfte es sich für sie vor allem darum handeln, die zahlreichen bereits bestehenden Wege zur internationalen Verständigung weiterzuverfolgen, Vorurteile abzubauen, zwischenmenschliche Beziehungsstrukturen schon in frühem Alter dem Kinde sichtbar werden zu lassen, Hilfen zur fruchtbaren Bewältigung von Konfliktsituationen zu geben, Frustrationstoleranzen zu vergrössern und die Jugend ganz allgemein zur Kritikfähigkeit und Mündigkeit in dem immer undurchdringlicher werdenden sozialen Geflecht gegenseitiger Abhängigkeiten zu erziehen.

Unter diesen summarisch aufgeführten Teilzielen einer Friedenspädagogik scheint mir die «*Erziehung zum fruchtbaren Konflikt*», wie ich es ausdrücken möchte, eine zentrale Stellung einnehmen zu müssen. Mit einem Blick auf die bisherige Geschichte des Menschen meine ich nämlich, dass die seit Jahrtausenden geübte Pädagogik, die den Grossteil der Menschheit zur Bescheidung in ihren Ansprüchen und eine verschwindend kleine Minderheit zur Wahrung ihrer Privilegien unter dem Titel der Verantwortung erzogen hat, keine guten Früchte hervorzubringen vermochte. Die daraus resultierenden einseitigen Abhängigkeiten und Herrschaft-Knechtschaft-Verhältnisse erwiesen sich als ein stetig schwelender Unruheherd; sie bilden ohne Zweifel eine der Hauptursachen kriegerischer und revolutionärer Zusammenstösse. Wenn wir aus der Geschichte lernen wollen, so müssen wir wohl lernen den Menschen zu lehren, seine legitim-humanen Interessen und Ansprüche zu erkennen und sie im fairen Wettbewerb mit den Ansprüchen des andern im rechtlichen Sinne des Wortes zu «vergleichen».

Die heute überall in der Welt vorhandenen und täglich neu entstehenden grossen und harten Konfrontationen in unseren Bildungssystemen sind sehr wahrscheinlich vor allem eine Folge einer Erziehung, die den freundschaftlichen Streit im kleinen nie geübt, sondern womöglich noch unterdrückt hat. Der Streit in der Gruppe, das gilt von der Familie über die Schule bis zu Gruppierungen innerhalb der Erwachsenenbildung und der Politik, stand und steht heute noch zumeist unter Tabu. «Sind lieb mitenand» heisst es in unseren Gegenden. Gegensätze werden geschickt überspielt und – wie wir wähnen – «im Interesse der eigenen Sache» voreilig miteinander versöhnt. Peinliche Fragen – das gilt vor allem für das Ehe- und Familienleben – bringen wir oft überhaupt nicht zur Sprache. Der Preis dafür ist die Stagnation und

untergründige Animosität im Innern, vor allem aber die destruktive Aggression nach aussen.

So paradox es klingen mag: Eine gründliche Erforschung zwischenmenschlicher und zwischenstaatlicher Verhältnisse wird vielleicht eines Tages ergeben, dass eine Erziehung zum Streit der beste Weg zum Frieden unter den Menschen ist.

Abkürzungen:

FF: Friedensforschung, hg. von *E. Krippendorff*. Köln/Berlin 1968
FP: Friedenspädagogik, hg. von *H. Röhrs*. Frankfurt a. M. 1970

Christina Mahn (Washington)

Der angeschlagene Nixon

Washington nach den November-Wahlen

Washington. – Das Geschrei nach Ruhe, nach Gesetz und Ordnung, das seit dem Tode der Kent-State-University-Studenten nicht mehr verstummen wollte und im Frühsommer mit Grabesglocken den Wahlkampf ankündigte, hat der Republikanischen Partei keinen guten Dienst getan. Die Wahlen für das Repräsentantenhaus, einen Teil des Senats und mehrere Gouverneurssessel hatten zwei Resultate: Einmal einigte der fast schon faschistische Ruf des Präsidenten Nixon und der in der politischen Rechten kaum noch einzuordnende Vizepräsident Agnew die Demokratische Partei, die bis zum Wahlgang, dem 3. November, das Image einer Schlachthaus-Convention von Chicago mit sich herumschleifte. Zum zweiten zeigte es einer mit demokratischen Spielregeln sehr unfair umgehenden Administration die Grenzen ihrer eigenen Macht, ihrer konservativen Maschinerie.

Mit dem Sieg der Demokraten, die weiterhin die Kontrolle aller Politik machenden Organe in Washington behalten, erteilte sich Amerika selbst eine recht gute Note im Fach «gelebte Demokratie». Der Verlauf der Wahlnacht selbst glich einem politischen Kriminalroman. Die Hochrechnungscomputer der grossen TV-Anstalten gaben bereits um 11 Uhr Er-